

Camille Deslypper/Guy Dreux

Das Wort als Ereignis¹

Ein Gespräch mit Arlette Farge

Aus dem Französischen von Richard Steurer-Boulard

Parutions.com: Ihre Arbeit besitzt drei Abstammungslinien: Foucault, Rancière und Bourdieu. Sie steht in der Tradition von drei starken Denkern, die nicht immer miteinander „in Übereinstimmung“ waren.

Arlette Farge: Die Schwierigkeiten, sich in dieser dreifachen Tradition zu verorten, waren für mich vielleicht deshalb geringer als bei anderen, weil ich nicht den Ehrgeiz habe, sie in einer Theorie zu synthetisieren. Es wäre vermessen, absolut alles, was heute in den Human- und Sozialwissenschaften vor sich geht, theoretisch fassen zu wollen. In der Praxis haben mich die Gegensätze und Widersprüche, die manche zwischen diesen drei Denkern ausmachen, um eventuelle Unvereinbarkeiten hervorzuheben, nie davon abgehalten, mit ihnen Umgang zu pflegen, mit ihnen „zu arbeiten“, und sodann dank ihrer neue Gedanken zu produzieren.

Ich habe mich nie besonders berechtigt gefühlt, an bestimmten theoretischen Kontroversen teilzunehmen, und ich habe mich noch weniger von ihnen berührt gefühlt, wenn sie zu sektiererischen Kämpfen mit ihren Ausschließlichkeiten und Ausschlüssen führen.

Das *Quel bruit ferons-nous?* betitelte Interview mit Jean-Christophe Marti hat mich gerade deshalb interessiert, weil der Verfasser kein Spezialist der Humanwissenschaften ist. Er spricht sehr frei und manchmal von einem sehr abseitigen Standpunkt aus, sodass er Zugänge aufscheinen lässt und Fragen stellt, die mir keiner meiner Kollegen gestellt hätte und bei denen ich eher den Eindruck hatte, mich einer Übung zu unterziehen. Vielleicht noch persönlicher gesprochen habe ich mir aus einer kulturellen Gewohnheit, die aus der Kindheit stammt, etwas Einzelgängerei behaltem, was mich dazu führt, einen einsamen, untypischen, besonderen

Weg zu gehen. Und schließlich bleibt meine Leidenschaft das Polizeiarchiv und das Nachdenken über das Sprechen im Jahrhundert der Aufklärung.

Der Umgang mit diesen drei Autoren war mir nicht unvorstellbar, sobald ich mich auf ihre Zugangsweisen zur sozialen Welt konzentrierte und – das gilt zumindest für zwei von ihnen – auf ihren Sinn für das Archiv und dafür, was es über die „schwachen Intensitäten“ und die „ein wenig“ (von Paul Veyne entwickelte Begriffe) aussagt.

Parutions.com: Diese Abstammung hat auch zu Arbeitsgemeinschaften geführt, oder?

Arlette Farge: Ich habe mit Pierre Bourdieu erst spät Umgang gepflogen und er hat sich auf ein paar Interviews und allzu schnell abgebrochene Projektpläne beschränkt ... Aber seine Bücher haben mich immer begleitet.

Michel Foucault ist meine große Begegnung; sie war völlig unwahrscheinlich, und ich kann noch immer nicht richtig etwas darüber sagen, so sehr hat sie mich aufgewühlt, mir Antrieb verliehen und mich getragen, jenseits alles Vorstellbaren. Die Begegnung war keineswegs zu erwarten angesichts unseres Altersunterschieds, des Unterschieds an Berühmtheit und Intelligenz, und einfach, weil ich nicht Teil seines Seminars war. Aber er hatte *Vivre dans la rue à Paris au XVIII^e siècle* (Gallimard 1979, Folio 1992) gelesen und eine Nähe zu den Texten der damaligen Zeit gespürt. Wir haben sehr schnell ein Einverständnis über diese ästhetische und ethische Beziehung zu den Dokumenten gefunden. Diese Zusammenarbeit hat mich natürlich am meisten beeinflusst, sie war aber auch die einfachste, die humorvollste und fröhlichste. Und wenn ich mich mit einem Wort „verorten“ müsste, würde ich sagen, dass ich Foucaultianerin bin.

Meine Begegnung mit Jacques Rancière war ganz anders. Ich habe an der von einer Gruppe von Aktivisten herausgegebenen Zeitschrift *Les Révoltes logiques* mitgearbeitet, hauptsächlich um mit Geneviève Fraisse über die Frauenfrage zu forschen. Als Kontroversen und Polemiken, zum Beispiel gegen Bourdieu auftauchten, die ich nicht immer ganz verstand, zog ich es vor, bestimmte dogmatische Aspekte wegzulassen. Jacques Rancière verdanke ich vor allem das, was er über das denkende Volk sagt. Dieses Sprechen, dieses Denken, diese Sprechenden und denkenden Menschen in ihrer ganzen Fülle wertzuschätzen, das wirkt für mich noch immer weiter. Die in *La Nuit des prolétaires* (Fayard 1981, Hachette Pluriel 2005; dt.: *Die Nacht der Proletarier*, Turia und Kant 2014) zu Tage geförderten Arbeiterarchive waren für mich eine Offenbarung. Ich glaube, ich hatte genau darauf gewartet. Ich hatte bereits in den Polizeiarchiven geforscht, aber ich misstraute ihrem beschreibenden Aspekt. Es war für mich entscheidend, dass ein Philosoph von dem Kaliber, der Überzeu-

gung und dem Engagement über die Arbeiterutopie, über die darin implizierten Intelligenzformen und über ihre emanzipatorische Tragweite spricht.

Parutions.com: Das sind tatsächlich drei Werke und auch drei Schreibweisen, die für sich stehen, die auch für den Leser immer zu einer persönlichen Erfahrung führen, denken Sie nicht?

Arlette Farge: Das sind drei Schreibweisen, die tatsächlich mit ihrer Grundlage verbunden bleiben und die mich alle drei fasziniert haben. Ich kannte Rancières Vorwort zu *Die Nacht der Proletarier* fast auswendig, so schön ist es. Ich verstehe übrigens nicht, wieso er nicht mehr gelesen wird, warum dieses Denken sich nicht zu übertragen scheint. Was das Schreiben betrifft, so hat Foucault oft seine Vorliebe erwähnt, die Wörter zu streicheln. Sein Standpunkt war: Es ist manchmal so langweilig, Philosophie zu lesen, warum sich nicht das Glück des Schreibens und das Glück des Lesens gewähren? Bei Bourdieu ist die Frage viel diskutiert worden, aber man muss den schönen Stil der *Meditationen* anerkennen. Man muss ihm auch zugestehen, dass er die Fähigkeit hatte, zu bewirken, dass viele seiner Leser sich in seiner Soziologie wiedererkennen. Von diesen drei Denkern habe ich schnell gelernt, dass die Formen wesentlich sind, in denen die intellektuellen Speisen gereicht werden. Sie haben in dieser Art und Weise geschrieben, weil das für ihre Arbeit philosophisch, ethisch und politisch notwendig war.

Ich selbst habe die reinste Freude am Schreiben, wenn es den von den gesammelten Daten und von den formulierten Hypothesen vorweggenommenen Inhalt noch einmal umformt. Das Schreiben bearbeitet den Inhalt noch einmal. Nur dann kann man sich sagen, nicht nur „das ist gut“, sondern „das ist es“, „das ist das Richtige“. Diese drei, literarisch erfinderischen Autoren veranschaulichen den Satz von Ricoeur, wonach die Wissenschaft eine Erzählung ist und kein Gefängnis. Eine Erzählung, die einen Rahmen, eine Überzeugungskraft und eine Innerlichkeit hat.

Parutions.com: Jenseits der Unterschiede der Zugänge oder der Doktrinen setzt sich Ihre dreifache Erbschaft also aus ihren zentralen Themen zusammen: die Konstruktion des Subjekts bei Foucault, die Emanzipation bei Rancière und die Herrschaftseffekte bei Bourdieu.

Arlette Farge: Diese Interessensschwerpunkte verstärken und befruchten sich gegenseitig und bieten den Lesern die Möglichkeit, selbst etwas zu entwickeln. Ich habe sie als Werkzeuge gelesen, als jene berühmte Werkzeugkiste, von der man in Bezug auf Foucault ständig spricht. Wenn man den Stammbaum meiner intellektuellen Familie vervollständigen will, müsste man Michel de Certeau, Nietzsche und Walter Ben-

jamin nennen. Da ich nicht den klassischen Weg gegangen bin, bin ich nicht so kultiviert wie andere, die die *Grandes Écoles* abgeschlossen haben und die in vorgezogenen Bahnen denken. Es ist mir lieber, mit jenen Autoren herumzuschweifen, als die Neigung zu hegen, sie in einem System anzuordnen. Die Archive und Dokumente sind die Orientierungspunkte, die es mir ermöglicht haben, inmitten dieser Denkweisen einen eigenen Weg zu finden und einzuschlagen.

Ich bemühe mich heute, diesen Weg andere gehen zu lassen, nicht um seiner selbst willen, sondern aufgrund der Möglichkeiten, die er birgt. Es geht darum, das zu gut, zu früh geordnete und in einem Wort klassische Wissen und Bezugssystem aufzubrechen, das manchmal mit großen Kosten angesammelt wurde, aber dessen sich die Studenten nicht immer zu bedienen wissen. Die Werkzeuge, aber auch die Instrumente zu liefern, denen man eine harmonische Musik oder auch eine Zwölftonmusik zu entlocken lernen muss, aus der man etwas macht, das Sinn hat und das sich die Leser aneignen können.

Parutions.com: Das 18. Jahrhundert, auf das Sie sich spezialisiert haben, bietet Entsprechungen, aber auch Weisen intellektuellen Engagements, die sehr von denen abweichen, die wir heute kennen. Wie wirkt sich das 18. Jahrhundert auf Ihre Auffassung des 20. Jahrhunderts aus?

Arlette Farge: Ich fühle mich sehr der Idee des spezifischen Intellektuellen, die bekanntlich von Foucault entwickelt wurde, verbunden. Ich erlaube mir also nicht, außerhalb meiner Forschungsbereiche in der Öffentlichkeit Stellung zu nehmen. Man hat mich öfters um Stellungnahmen im Feuilleton von *Le Monde* oder *Libération* gebeten, aber ich habe immer abgelehnt. Die Frage, welchen Platz der Intellektuelle einnimmt, ist auf eigentümliche Weise aktuell geworden, als François Mitterrand an die Macht gelangte. Aber mit Foucault wollten wir auf unserem eigenen Platz bleiben und das politische und gesellschaftliche Leben nicht deshalb von oben herab beurteilen, weil wir „Intellektuelle“ sind. Und wenn die intime Kenntnis der Gesellschaft des 18. Jahrhunderts mir erlaubt hat, mein eigenes Jahrhundert besser zu verstehen, dann werde ich dennoch von meiner Zeit nur insofern sprechen, als ich ein Echo zu diesem Wissen herstellen und aufzeigen kann, inwiefern wir ihre Erben sind. In dieser Perspektive habe ich *La chambre à deux lits et le cordonnier de Tel Aviv* (Seuil, 2000) geschrieben. Das Wesentliche ist für mich, die Vielfalt der Erfindungssysteme zu vermitteln, die eine Gesellschaft in ihrem Alltag enthalten kann, jenseits der stereotypen Bilder, die man von ihr haben mag. Im gegebenen Fall müssen wir über die einfache Gesellschaft der Aufklärung hinausgehen. Es ist faszinierend, welche Arten der Vergesellschaftung, der Erfindungen und Kompetenzen das 18. Jahrhundert hervorgebracht hat. Man muss über diese Elemente nachden-

ken, nicht, um sie zu kopieren, sondern um zu verstehen, dass wir ihre unbewussten Erben sind, und wenn wir das besser verstünden, würde sich das auf unsere Erfindungsgabe auswirken. Das mit Michel Chaumont geschriebene Buch *Les Mots pour résister* (Bayard 2005) ist ein Beispiel für diesen Forschungstypus, wo die Rückbesinnung auf ein Korpus, eine Quelle und ein Ereignis es uns ermöglicht, unsere eigene Situation neu zu denken.

Parutions.com: Man spricht viel von der Isolation der Intellektuellen, von der Krise der Universitätsverlage, die sich in einem paradoxen Kontext der Demokratisierung der Universität abspielt. Was würden Sie heute über das intellektuelle Feld sagen?

Arlette Farge: Die Schwierigkeiten der Universitätsverlage sollten uns dazu anregen, mehr Aufmerksamkeit der Art und Weise zu schenken, wie die Doktorarbeiten in den Humanwissenschaften geschrieben werden. In der Ausbildung unserer Studenten wird dieser für mich grundlegenden Frage zu wenig Zeit gewidmet. Der Mangel an Posten an den Universitäten oder am *Centre National de la Recherche Scientifique* scheint nicht Mut zu freieren Ausdrucksformen zu machen, ganz zu schweigen von den Forschungsthemen selbst ...

Ich persönlich fühle mich nicht von der Leserschaft abgeschnitten. Im Rahmen meiner verfügbaren Zeit bin ich bereit, an öffentlichen Versammlungen und Vorträgen teilzunehmen oder mich in Schulen einzusetzen. Diese Schulbesuche verlangen viel Arbeit, wenn man sich der Tendenz zur vereinfachenden Darstellung verweigert. Man kann achtjährigen Kindern ebenso bedeutsame und komplizierte Dinge sagen wie einem Publikum von Spezialisten. Das verlangt aber auch viel Arbeit, und sei es nur aufgrund des Bestrebens, den richtigen Stil und die richtige Sprechweise zu finden. Dieser Austausch ist meistens sehr fruchtbar, lebhaft und manchmal Quelle richtigen Erstaunens.

Parutions.com: In *Les Mots pour résister* bringen Sie Ihr Grauen vor einem herrschenden Diskurs zum Ausdruck, der darauf abzielt, die gesellschaftlichen Beziehungen zu euphemisieren, und die unerwünschten Subjekte unserer Epoche zum Verschwinden zu bringen, die Arbeiter zum Beispiel.

Arlette Farge: Man hat sich manchmal dazu beglückwünscht, dass es in Frankreich keine Intellektuellen mehr gibt, sich am Tod des Vaters erfreut, als Zeichen einer wiedergefundenen Freiheit. Man muss jedoch auch feststellen, dass wir dadurch nicht nur frei und unabhängig, sondern auch zu Waisen geworden sind. Ich bin mir langsam des andauernden Verlangens bewusst geworden, über den Gebrauch von Wörtern nachzudenken, die Schlüsselbegriffe unseres Nachdenkens waren, denn

das Phänomen kam schrittweise auf. Nach und nach habe ich gemerkt, dass meine Studenten aufschreckten, wenn ich Ausdrücke wie „Herrschaft“ oder „Arbeiter“ verwendete, ganz zu schweigen vom Gebrauch des Begriffs „Klassenkampf“. Das hat mich dazu angeregt, ein Seminar über diese Wörter, ihre Geschichte, ihre Verwendung, ihren Werdegang und ihr Verschwinden sowie ihre Euphemisierung anzubieten. Doch die Reaktionen der jungen Generation spiegeln nur die Verleugnungen der vorhergehenden Generation wider. Die politischen Engagements, die aktivistischen Zugehörigkeiten wurden vergessen zugunsten eines Interesses an einem sanften Europa und den Abwandlungen eines „weichen“ Denkens, das leer ist, und nur von angeblich alten Wörtern und vom Zusammenleben der Menschen bewohnt wird.

Im Rahmen der universitären Forschung werden neue Ausdrücke gefördert, die die soziale Wirklichkeit beschreiben, ohne sich in irgendeiner Weise um das Denken und die Strategien der Leute selbst zu kümmern. Diese diskursiven Strategien und Benennungseffekte sind ziemlich wirkmächtig und zielen darauf ab, Sozialakteure zu disqualifizieren oder zum Verschwinden zu bringen. Man benennt Situationen auf euphemistische Weise, um glatte Begriffe aufkommen zu lassen, die das Reale ausradieren.

Parutions.com: Ihre Arbeiten entwickeln zwar keine Theorie, sie beruhen jedoch auf diskreten, aber zentralen und wirkkräftigen Begriffen, hauptsächlich auf dem des singulären Sprechens. Deckt sich dieser Begriff mit der gegenwärtigen Feier des singulären, isolierten und nicht weiter auflösbaren Individuums?

Arlette Farge: Ich habe meine Forschungen über das singuläre Sprechen weit vor dieser Mode begonnen. Mit *Le Goût de l'archive* (Seuil 1989; dt.: *Der Geschmack des Archivs*, Wallenstein 2010) habe ich mein Interesse für das Archiv, das singuläre Sprechen und für das im Denken begriffene Menschenwesen bekundet und ausdrücklich gemacht. Im Historikermilieu hat man diese Arbeit als interessant, aber eher weiblich angesehen, also als anekdotisch und sensibel. Die Absicht war jedoch die, das Sprechen als ein Ereignis deutlich zu machen. Ich hatte immer die Einleitung zu *L'histoire de la folie* (Plon 1961; dt.: *Wahnsinn und Gesellschaft*, Suhrkamp 1969) im Kopf, wo Foucault vom „tauben Lärm von unterhalb der Geschichte“ spricht, der ebenso wirksam ist wie die großen politischen und administrativen diskursiven Strategien.

Ich habe erst allmählich realisiert, dass sich eine Bewegung entwickelte, die mir völlig fremd war, und zwar die, bei der die individualistische Singularität gefeiert wird. Ich selbst spreche vom singulären Sprechen nur in seiner Verbindung mit dem Kollektiv, ich interessiere mich nur für das repräsentative singuläre Sprechen. Iso-

liert hat das Singuläre keine Bedeutung. Dieses gegenwärtige Abenteuer hat mich jedoch dazu ermutigt, den Diskurs besser zu beherrschen, ihn besser zu kontrollieren und vor allem die Reflexion über die Verwendung dieses Sprechens, seiner Bedeutung und seine Aussagen über kollektive Zugehörigkeiten zu vertiefen. Das hat auch eine wahrhaft politische Tragweite, denn das singuläre Sprechen ist ein *Ereignis*. Als ich mich in die Polizeiarchive des 18. Jahrhunderts vertieft habe, war ich immer erstaunt von den Wörtern, Satzfragmenten und Antwortfetzen der verängstigten Leute, die eben Versuche des Individuums sind, Halt zu finden: Wie am besten oder am wenigsten schlecht in der Institution oder in der Situation sich zurecht finden? Durch dieses Sprechen kann man Weltanschauungen und Volksvorstellungen entziffern, durch die versucht wird, sich an die Gesellschaft anzupassen oder die Institution abzulehnen. Das Ereignis ist hier nicht die Beschreibung des Alltags, der Kleidungsmoden oder der Ernährungsgewohnheiten, sondern es kommt dann zum Vorschein, wenn man aufmerksam und einfühlsam das wahrnimmt, was eine Gesellschaft durch dieses Sprechen sich zu fabrizieren, zu konstruieren versucht, welche ferne oder unmittelbare Zukunft sich abzeichnet. Das Hervorheben von Kohärenzen oder Inkohärenzen ist keine ästhetische Frage, sondern es bedeutet, die Auffassung einer linearen, zielgerichteten Geschichte abzulehnen, es abzulehnen, ein 18. Jahrhundert darzustellen, das ganz auf die Revolution ausgerichtet wäre. Indem man daran erinnert, dass diese Gesellschaft nicht wusste, dass die Revolution stattfinden würde, kann man das Unvorhersehbare und die Inkohärenz aufspüren, und zu verstehen versuchen, welche Arten von Ereignissen und Utopien sie in sich trug.

Man könnte den heutigen außergewöhnlichen Reichtum singulären Sprechens erforschen, aber es geschieht nichts, weil man es jeweils als ein Beispiel und als etwas Exotisches ansieht.

Anmerkung

- 1 La parole comme événement. Entretien avec Arlette Farge, in: [parutions.com http://www.parutions.com/index.php?pid=1&rid=4&srld=100&ida=6299](http://www.parutions.com/index.php?pid=1&rid=4&srld=100&ida=6299) (7.4.2016), zuerst erschienen in: *Nouveaux Regards* Nr. 30, Juli-September 2005.